

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Verlag: Emil H. Noll, Gießen.

Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Prinz Jost hatte ein paar Tage krank gelegen. Das Herbstfieber war wieder einmal seiner Herr geworden, ein merkwürdiges nervöses Leiden, das mit einem leichten Frieselausschlag begann und sich nur durch absolute Ruhe bekämpfen ließ. Aber es ging heute wesentlich besser, und Jost durfte wieder an die Luft. Er war glücklich darüber. Er stand in der Haustür und breitete die Arme aus und atmete tief, und in seinen hübschen braunen Augen lachte die Morgen Sonne.

„Ach, Belten, wie glücklich bin ich!“ rief er. „Ich bin wieder gesund, ich fühle es. Der Unfall ist vorüber, und nachmittags können wir in den Wald. Wir müssen einmal einen langen Spaziergang machen; ich habe Lusthunger und möchte den Herbstwald sehen.“

„Wir wollen radeln“, sagte Annemarie fröhlich. „Wir stecken uns Butterbrote ein und soupieren draußen im Freien. Wir lagern im Walde, ich weiß eine Stelle, die kennt ihr noch nicht. Dicht bei der Oberförsterei, unten am See, da stehen hohe Haselsträucher, die bilden so eine Art Laube; das ist ganz famos.“

Belten half der Madame beim Arrangement der Blumenkase. Er brachte ein paar Ahiern herbei. „Prinzessin, schneiden Sie uns noch eine Georgine ab,“ bat er; „sie soll dies Werk krönen helfen; sie kommt in die Mitte und wird die Farbenharmonie vollenden. Und dann bewundert gefälligst das dekorative Gesicht von Madame! Aber radeln — nein. Heute noch nicht. Erstens ist Jost noch immer Patient, zweitens warten wir Besuch und drittens: kann Fürst Woffo überhaupt radeln und wo fänden wir ein Rad für ihn?“

„Er kann nicht radeln,“ sagte Annemarie ärgerlich, „er meint sogar, es fällt mir ein, wer Reiter sei, für den sei das Stahlross eine Mäglichkeit. Jost, ich muß dich sprechen. Kann ich nicht einmal unter vier Augen mit dir reden? Es ist etwas Wichtiges.“

„Nein,“ antwortete Jost, „ich rede nicht unter vier Augen mit dir. Da hast du eine Dummheit vor, wie damals mit dem jungen Hagen, den du Frau Venus mitten in den Kohl binden wolltest.“

„Oh,“ sagte die Madame, „das hör' ich jetzt erst! Annemarie, wo kam denn der junge Hase her?“

Annemarie wurde rot. „August Jannasch hatte ihn mir gefangen, Madame. Es war auch nur ein junges Karnidel. Es war auch nur so eine Idee mit dem Anbinden. Jost tut immer so, als wenn er mich miterziehen müßte; ich wollte einmal eine Predigt von ihm hören. Wenn er mir eine Predigt hält, das ist zum Totschicken.“

„Annemarie, wo ist dein Ohrspieß?“ rief Jost. Er ver-

suchte seine Schwester zu fangen. Die lief lachend davon. Jost stürzte hinterher. Sie jagten sich um die Rabatten, bis Belten mahnend rief: „Genug, Jost! Seien Sie vorsichtig. Sie haben acht Tage gelegen. . .“

Reuend blieb der Prinz stehen. Es war zum Berzweifeln. Er rang nach Atem. Er konnte sich nichts bieten. Er war ein schwächlicher, feingliedriger Bursche von neunzehn Jahren, er sah wie ein Knabe aus. Auf dem sonst blaffen Gesicht lag jetzt die Röte der Erregung; dies Gesicht war von zarterer Schönheit, belebt durch wundervolle tiefe braune, wie Samt glänzende Augen.

Da kam der Fürst, sehr elegant, in grauem Zivil mit roten Stiefeln, farbigem Oxfordhemd und dem Monokel in der Augenhöhle. „Morgen!“ rief er und streckte nach rechts und links die Hände aus. „Morgen, Belten — morgen, brüderliche Liebe — meine Reberenz, Madame! Herrschaften, das ist ein Jolly! Ich wüßte Heimatluft. Es ist hübsch hier. Die Sonnenblume mit dem Vollmondsgezicht erinnert mich an irgend eine Tante. Ach, und diese Friedensstimmung! Ihr seid viel glücklicher dran als ich in Berlin. . . . Aha, das ist der bereits angekündigte Streifen! Morgen, gebogene alte Anschütz! Zum Abendbrot bitte ich um Speckierstücken mit Speckalat; recht knusprig der Speck. Alte gute Anschütz, ich gebe dir mein Wort, daß mir deine Kochkunst lieber ist als die im Kasino und bei Uhl und bei Dressel. . .“

Er hatte etwas sehr Liebenswürdiges in seiner ganzen Art. Nur zuweilen nahm der leicht burschliche Ton, den er liebte, einen gezwungenen Beigeschmack an, zumal wenn er irgend eine sentimentale Wendung dazwischen setzte. Er tat das gern, er posierte dann und wann, besonders Frauen gegenüber, für die er auch einen sehr hübschen Augenausschlag übrig hatte, der seine langen dunklen Wimpern gut zur Geltung brachte.

Die Anschütz war glücklich über die ihr gewordene Anrede. Sie knixte tief und wurde rot und freute sich über das ganze Gesicht. Woffo hatte für jeden ein nettes Wort; er scherzte mit Belten und der Madame, faste Annemarie an den blonden Zopf und nahm Jost um die Taille und rief schließlich: „Aber nun Frühstück! Wie ist ausgehungert; ich auch. Was gibt es? Kaffee — Gott sei Dank! Das Tee-gelabber ist mir zuwider. Sehen wir uns, Kinder! Ich kann euch gar nicht sagen, wie glücklich ich mich hier fühle! Das ist der Reiz des Gegenseitigen. In Berlin hatte ich mein Frühstück herunter; da wartet draußen schon der Reichthum mit dem Gaul. Und dann die Landluft — und das Grün ringsum — und die feisten Sonnenblumen, und drüben der Denkstein für die hochselige Diana! Es ist gar zu hübsch. Madame, geben Sie mir ein bißchen Honig, wenn ich bitten darf. Ob ich wohl ein Glas Wasser bekommen kann? In Berlin verachte ich das Wasser: von wegen der Bazillen und auch überhaupt. Aber das Wasser in Götterneg schmeckt ich.“

„Nur!“ rief die Madame und winkte mit ihren Fächchen. Nun wurde auch der Fürst auf den neuen Domestiken auf-

merkjam und war sehr verwundert. „I Gott bewahre,“ sagte er, „was ist denn das für ein Spinathäuschen?“

„Alles lachte am Tische, und Madame gab eine Erklärung ab. „Durchlaucht müssen gnädigst Geduld haben,“ fuhr sie fort, „er ist noch ein wenig ungeschickt und lebt unbegreiflicherweise in beständiger Furcht; aber er gibt sich Mühe und ist auch sonst ein braver Junge.“

„Komm mal her, Grünling,“ sagte Bolko, „wie heißt du?“

Mag zitterte heftig, knickte beinahe in die Kniee und seine Neugierlichkeit schlug überall Falten. Aber er nahm sich zusammen und antwortete, daß er Mag heiße; er tremolirte dabei unbewußt. Bolko war sehr gnädig. Mag nickte ein Glas Wasser holen; es kirkte zwar etwas auf dem Präsentierteller, aber es ging doch unter den verängstigten Augen von Madame alles ganz gut ab. Bolko schenkte Mag einen Taler und lobte ihn dann Madame gegenüber. „Einen eingefuchsten Bedienten kann man überall bekommen,“ sagte er, „aber nicht einen so originellen. Wo habt ihr denn die hübsche Divree her? Der Schneider leidet an Weitfichtigkeit. Es schadet nichts. Es erhöht das Augensällige. Ich habe noch nie einen so faltigen Boy gesehen. Jetzt kommt der Streufeltchen an die Reihe.“

Seine Lustigkeit steckte an. Ueber die bevorstehende ernste Aussprache fiel kein Wort. Man plauderte und lachte. Bolko erzählte mancherlei Schnurren vom letzten Manöver, von der Rennbahn und aus der Gesellschaft; er fragte auch viel: wie es beim Burgmüller aussehe, wie der Wildstand sei, ob der alte Jannasch noch lebe — er hatte hundert Fragen. Er fand, daß Jost sich trotz des letzten Anfalls sehr erholt habe; er sagte Besten Komplimente und der Madame ein paar schmeichelhafte Worte. Dabei trank er drei Tassen Milchkafee. Er verhehlte, daß der Kaffee nach irgend einem Zusatz schmeckte, er sagte, der sei ausgezeichnet; aber die Krone des Frühstückes sei doch der Streufeltchen. Dann bot er Belten eine Zigarette an, lehnte sich behaglich in den Gartenstuhl zurück und blies den aromatischen Rauch in die Luft.

Belten sprach nicht viel. Er ließ sich auch nicht täuschen. Er spürte wohl, wie stark die innere Unruhe war, die den Fürsten beherrschte; er war selber unruhig und zerstreut. Er fürchtete für Jost. Jost hatte ihm freilich zugesagt, die Ordnung der Familienangelegenheit ganz seinem Ohm Herrfurth zu überlassen; aber es war möglich, daß der Herzog bei der Aussprache die Anwesenheit Josts wünschte. Und Belten kannte die Ansichten seines jungen Freundes und die nervöse Reizbarkeit Josts.

Annenmarie hatte ein Stück Brot zerkrümelt und warf es den Vögeln hin. Die schienen nur darauf gewartet zu haben. Sie flogen zwitschernnd herbei; Schwarzdrossel und Amsel hielten sich in schüchternen Ferne, die Späzen waren zutraulich, und ein dicker Star ließ sich dicht zu Annemaries Füßen nieder und pickte die Krumen aus dem Meß. Ein heißer Tag zog herauf. Schon jetzt in der Frühe wurde die Sonne lästig. Der laue Morgenwind hatte sich gelegt, die Blätter hingen bewegungslos, die gelben Sonnenblumen starteten in feinerer Ruhe nach ihrem Idol. Ueber den schmalen Fußweg zog ein Ameisenschwarm; es war ein schwarzer Faden auf gelbem Grunde. Eine Eidechse huschte schnellfüßig über den Sockel des Denksteins für die selige Diana, die man eines Morgens an dieser Stelle tot vorgefunden hatte, nachdem sie fünfzehn Jahre lang eine treue Begleiterin ihres Herrn gewesen war.

Unter der Haustür stand Behfuß in strammer Haltung und meldete: „Durchlaucht zu Gnaden, Seine Durchlaucht der Herr Herzog sind soeben in den Park gefahren.“

4. Kapitel.

Der Herzog von Emskirch fährt mit seinem Volabekutscher vor, und eine ernsthafte Unterhaltung beginnt.

Es sah ihm keiner an, daß dies ein Herzog war. Er machte sich auch wenig aus dem Titel, den ihm die Huld des Landesherrn bei Gelegenheit des fünfshundertjährigen Jubiläums der Herrschaft Emskirch verliehen hatte, und liebte es, wenn in den Berichten seiner Untergebenen der Herzog besette blieb. In einem alten Jagdwagen fuhr er durch den Park von Gotternegg, einem närrischen Vöhsel, über das sich an vier Eisenstangen ein Baldachin von grauer Leinwand als Sonnenschuh spannte. Der Wagen schaukelte stark, und wer auf dem in Riemen hängenden, hart gepolsterten hinteren Sitze thronte und nicht mit der Eigenart des Gefährts vertraut war, der pflegte unfaßt in die Höhe zu fliegen, wenn es einmal quer über die ausgefahrene Land-

straße oder im Walde über allerhand Wurzelwerk ging. Aber Fürst Herrfurth hatte das gern. In seinen Remisen stand ein stattlicher Wagenpark, doch der alte Herr bevorzugte gerade diese schlecht federnde Jagdkarrete, die er seine Digestionskutsche nannte, weil die schwedische Gymnastik, die sie von ihrem Inassen erzwang, seiner behaglichen Körperlichkeit wohlthat.

Born saß der Kutscher, ein ganz alter Mann mit weißgrünem Schnauzbart und einer Nase, die mehr blau als rot war: Bozenhardt, der Leibkutscher des Fürsten. Hinter ihm schwannte der Fürst auf einem Riemenbrett hin und her und freute sich jedesmal, wenn der Wagen über eine Wurzel ging und in allen Grundfesten erzitterte: er hatte solche, den Nerven zuträglichen „Schredwirkungen“ gern. Er war ein dicker Herr, über die Sechzig hinaus, aber kernfest und erdgefunden. Das braunrote Gesicht mit den hellen fröhlichen Augen umflatterte ein weißer Baden- und Rinmbart, und auch unter der Nase sah ein kleines Bärchen, das war aber pechschwarz gefärbt, und seine zu scharfen Spitzen gebrehten Enden dräueten empor. Er trug eine Jagdjoppe und ein unscheinbares grünes Mütchen und uralte Handschuhe; sie mußten früher einmal braun gewesen sein, jetzt waren sie von unbestimmtem Dunkel, und an dem Daumen des rechten war eine Naht geplatzt; das war schon vor acht Jahren geschehen und es blieb so.

Nun hätte man diesen greisen Junker aber einmal bei festlicher Gelegenheit sehen sollen: im roten Rock der Johanner, bei denen er die Würde eines Kommandators bekleidete, oder als Generalmajor, oder in seiner goldstropfenben Uniform als Oberschenk des kaiserlichen Hofhalts. Da sah der riesige Mann anders aus, der übrigens auch Ehren doktor der Breslauer Universität war und nebenbei den Titel eines Paschas führte, weil er in jüngeren Jahren einmal nach der Türkei kommandiert worden war. Zu Hof kam er nur noch auf allerhöchsten Befehl; seit dem Tode seiner Gattin hielt er sich ganz zurück und wohnte auf einem Jagdschloßchen, eine Fahrstunde von Gotternegg entfernt, während er die Verwaltung von Emskirch seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Emil, überließ, der seit drei Jahren mit einer Gräfin Hoted vermählt war. Ein zweiter Sohn, Graf Harro (die Nachgeborenen des Hauses führten den Grafentitel), war der Botschaft in London attachiert; die einzige Tochter hatte einen kaukasischen Fürsten, Bura-ebdin-Bey, geheiratet und lebte in Petersburg oder auf den Besitzungen ihres Gatten. Da war denn der Fürst ein Einsamer geworden und fühlte sich doch nie einsam. Er war ein ganz seltener Mann. Schweifte er nicht, ein gewaltiger Rimrod, durch Wald und Feld, so saß er daheim und studierte — Theologie. Er war im Leben ein schlechter Sprecher, aber er las fließend die Allateiner, er verstand Griechisch, und in den Werken des Chrysostomos und des Gregorios von Nazianz wußte er gut Bescheid. Ein seltener Mann war er; nahe der Sechzig hatte er, Zweifel zu lösen, die ihm doch nicht genommen wurden, noch einmal die Universität besucht. Er war von naiver Frommgläubigkeit und dabei ein tüchtiger Forscher, der auch einmal eine Broschüre über gewisse Irrtümer in der Auslegung der Kirchenväter durch Isidorus Hispaniensis veröffentlicht hatte; er war sparsam bis zum Geiz und hatte eine lockere Hand für die Wissenschaft — gar nicht für die freien Künste — und für wohlthätige Bestrebungen; er konnte wie ein Laedämonier leben und verstand sich mit seiner Zunge auf Küche und Keller. Er war ein Erzgrobian und doch wieder weich wie ein Kind. Er prügelte Bozenhardt eigenhändig, wenn der Alte zu viel über den Durst getrunken hatte, und las ihm als Strafverschärfung drei Stunden lang etwas aus einem lateinischen Breviarium vor, und wenn eine Bäuerin krank lag, brachte er selbst ihr eine Flasche Bordeaux zur Kräftigung und setzte sich an ihr Bett. Er war ein warmer Menschenfreund und doch auch wieder ein Feind der Menschen; er war liberal in seiner Weltanschauung, dabei ein starrer Legitimist und ein Paladin des Gottesgnadentums. So war er, der erste Herzog zu Emskirch und vierte Fürst von Herrfurth, Otto Graf und Herr der Stadt und Grafschaft Beißel und Freiherr von Groditz, auch Herr auf Burg Ellern nebst Dombach und noch etlichen Schloßern und Dörfern. Aber er trug nichtsbestoweniger einen Handschuh mit geplatzen Nähten und fuhr lieber in seiner Digestionskutsche als viereelang in der Staatskarosse mit dem Wappen seines Geschlechts.

(Fortsetzung folgt.)

„Empress of Britain.“

Skizze aus dem Seekrieg von Hermann Dreßler.

(Nachdruck verboten.)

Die „Empress of Britain“ jagte durch die grünschillernden Blüten des Ozeans. Aus drei Schornsteinen spie sie dicken Qualm, der in phantastischen Figuren träge am windstillen Himmel hängen blieb. Die Pumpen stießen brachiges Kühlwasser aus den Maschinenräumen. Ihr dumpfes Schludzen klang wie das Stöhnen eines Riesens durch die Wasservölke.

Der Kapitän, Mister Baltly, stand in Pelz und Koovschal eingehüllt auf der Kommandobrücke. Er hatte die einsame Fahrt satt und freute sich auf ein paar Tage in Brest. Vorgestern hatte er einen englischen Grönlandfahrer auf hoher See angerufen. Der war in Brest angelandeten und hatte ihm versichert, daß es jetzt trotz der Kriegszeit dort lustiger sei denn je. Zum mindesten würde er viel leichtsinnige Unterhaltung finden, mit der er sich die Zeit vertreiben könnte. Das glaubte er gern, überhaupt waren die Amerikaner noch nie so entgegenkommend von den Franzosen behandelt worden wie jetzt. Die Frachten von jenseits des Ozeans waren ihnen ja auch besonders wichtig. Die Empress of Britain von der Canadian-Pacific-Bahn brachte kostbare Ladung. Zweihundertfünzigtausend Gewehre, mehrere Millionen Patronen und einhundertsechzigtausend Granaten waren an Bord verladen, und diese Kriegsladung war unantastbar. Amerika war ja ein neutraler Staat und vor seiner Flagge mußten die deutschen U-Boote kehrt machen.

Je tiefer die Sonne sank, desto dicker wurde der Nebel, der vom Meere aufstieg. Erst flatterte er in leichten weißen Fetzen wie aufgeschwehte Vögel vom Wasserspiegel empor, dann wob er einen losen Schleier, der den Gesichtskreis enger umzirkelte, und schließlich stand er wie eine dicke, undurchdringliche Mauer um den amerikanischen Munitionsdampfer her und schlug seine nassen Lächer dem Kapitän vor die Augen.

„Goddam!“ fluchte Mister Baltly. Aber er tröstete sich so gleich wieder. In einer Stunde mußte man ja eines der Feuerschiffe erreichen, die vor dem Minenfelde der Bucht von Brest verankert waren. Dann übernahm der Lotse die Führung.

Er freute sich im Stillen schon auf den kleinen quackelbrühen Mann, der ihn in seinen hastigen Bewegungen immer an einen Affen erinnerte. Und erzählen konnte er! Vom Krieg! Wie sich die Deutschen immer weiter jenseits des Rheines zurückziehen mußten! Ueberm großen Wasser erfuhr man ja rein gar nichts! Und dieser Krieg war doch sehr interessant! Ein Nervenkitzel, diese Wasserfrees, von denen der französische Lotse immer zu berichten wußte! Und diese interessanten U-Boot-Abenteuer! —

Wenn Mister Baltly gewußt hätte, daß ihm ein solches deutsches U-Boot schon lange folgte, er hätte gern auf jeden Nervenkitzel verzichtet und wäre lieber schleunigst wieder umgekehrt! —

Der Kommandant des deutschen Tauchbootes hatte schon seit geraumer Zeit den Amerikaner gesichtet. Die Empress of Britain war ein Bierzehntausend-Tonnen-Dampfer! Weiß Gott, wie viel deutsche Kameraden für diese Fracht wieder mit ihrem Blute zahlen mußten!

Er knirschte mit den Zähnen. Diese amerikanischen Fabriken des Todes! Man wußte ja nimmehr, daß jeder Amerikaner, der mit Kurs auf Brest fuhr, Kriegsladung an Bord führte. Wenn man wenigstens das Recht gehabt hätte, diese goldgierigen Yankee auf den Grund zu schicken! Es war wirklich eine harte Prüfung, solche Dinge geschehen zu lassen!

Der Kommandant befiel den Munitionsdampfer im Auge. Sein Gehirn arbeitete über einem Plane, die Empress of Britain unschädlich zu machen, ohne die Weisungen seiner Regierung zu übertreten.

Endlich hellte sich seine Miene auf.

Er ließ alle Lichter an Bord löschen, gab Befehl, mit voller Kraft zu fahren und jagte seinen stählernen Haisfisch durch das Nebelmeer mit Kurs auf Brest. Der Nebel war ihm heute ein besonders lieber Verbündeter. Er ersparte es ihm, mit großer Kursänderung die Empress of Britain zu überholen. Das war wichtig. Er durfte keine Zeit verlieren, und wirklich ließ er den Amerikaner bald weit hinter sich. Die Stempel der Maschinen hämmerten ihren stählernen Rhythmus. Am Kiel sprühten bei der scharfen Fahrt die Wogen hoch auf und übersluteten das flache Deck. Der Kapitänleutnant stand hinter der Brustwehr des Turmsfußes. Er wachte scharf in den wogenden Nebel, der einem andern als ihm schreckhafte Riesengebilde vorgetäuscht hätte.

Wollte denn noch nirgends das Licht irgend eines der französischen Feuerschiffe auftauchen! So dicht auch der Nebel war, — diesen sprühenden Flammengarden Fresnel'scher Leuchtsäule mußte er auf einige Kilometer weichen.

Jetzt — da! — da glomm es durch den Nebel, ein schwimmendes Bänfchen mit roten, gelb auslaufenden Rändern. Weg war es, doch sofort kehrte es wieder! Blinkfeuer!

Der Kommandant stellte die Zeitdauer der Unterbrechungen mit der Uhr fest und wußte nun, daß er eines der Feuerschiffe der Brest-Minensperre vor sich habe.

Weiter durfte er sich nicht heranwagen. Oft lagen vorgeschobene Patrouillenboote auf der Lauer, und die Feuerschiffe selbst waren durch Kontaktminen gesichert.

Er ließ stoppen und gab Befehl, den verlängerten Antennenmast aufzuziehen. Dann verließ er das Deck und ging mit dem Telegraphisten an den Apparat. — — —

Von Bord des Feuerschiffes glähte unterdeß der Scheinwerfer gegen die dicke Nebelluft an.

Seit mehreren Monaten waren in dieser Gegend der französischen Küste keine feindlichen Unternehmungen mehr erfolgt. Man fühlte sich deshalb ziemlich sicher. Der Dienst war nicht schwer und ungefährlich. Freilich, auf dem Posten sein mußte man immer, Landurlaub gab es fast nie.

Den anstrengendsten Dienst hatte eigentlich der Telegraphist, wenigstens mußte er stets bei seinem Apparat sein.

Alle zwei Stunden mußte Meldung an die Hafenkommandantur gegeben werden. Oft liefen auch Funkprüche ein mit der Meldung, dieselben weiter zu geben. Dann wieder einmal meldete sich ein auf hoher See liegendes Patrouillenboot mit irgend einer Nachricht.

Hoeh über den Hauptmast streckte der Apparat Tag und Nacht seine lauschenden Antennen aus, vielklebrig und fein wie die empfindlichen Tastorgane des Sesaftäfers.

Oben wieder kisterten die leisen, sprühenden Funken in den Drähten herab. Die Fritterspäne vibrierten, und der Stift tupfte in geheimnisvollen Taktungen.

Sofort lag der Telegraphist über den Apparat gebeugt.

„Tid-tad, tid-tad!“ machte der und brachte Meldung. Eine Depesche in den französischen Geheimschiffes.

„Sofort — alle — Lichter — löschen — feindliche — Schiffe — in — Sicht — mit — Kurs — auf — Brest — Befehl — weitergeben — Kommandeur!“ — — —

Der Apparat blieb stumm.

Der Telegraphist wartete noch einen Augenblick. Vergebens!

Der Empfänger schwebte wieder regungslos über dem Elektromagneten.

Er sprang die Treppe hinauf zur Kajüte des Kommandanten und überbrachte den Befehl.

„Es ist gut! Geben Sie sofort die Weisung weiter!“

Er setzte die Mütze auf, stieg an Deck und gab Befehl, sofort das Leuchtfeuer zu löschen.

Als der U-Boot-Kommandant wieder an Deck stieg, sah er zu seiner Freude, daß die List bisher geglückt war. Wo vor wenig Minuten noch das stummernde Urge da aus der See aufgelauscht hatte, war jetzt Nacht.

Er wendete seinen Kurs und steuerte wieder in die See hinaus.

Die „Empress of Britain“ jagte unterdeß ostwärts. Der Kapitän war fröhlicher Laune. Verdiente er doch an der Ladung ebenfalls ein hübsches Stück Geld!

Wie lange dauerte es denn diesmal, ehe man die Seezeichen der Feuerschiffe wahrnahm?! Nach seiner Berechnung mußte er sie schon längst passiert haben!

„Goddam! Der Nebel!“ Freilich, da konnte man schon fast mit der Nase anstoßen, ehe man das Blinklicht sah! Es halt aber nichts, diese nasse Packung mußte man mit in Kauf nehmen. Bald war ja die Fahrt zu Ende. Und dann — dann! —

An Bord der Feuerschiffe standen die Offiziere mit dem Hörrohr an der Reeling und lauschten in die heimtückische Finsternis der Nebelnacht hinaus.

Jetzt! Klang es da nicht wie das Schlagen einer Schiffsschraube?! Nein, es war wohl Täuschung gewesen! Der Nebel packte alles in seine dicke, dämpfende Wolle.

Aber jetzt war das Geräusch doch wieder da! Ganz deutlich! Die Gesichter nahmen einen gespannten Ausdruck an.

Das war der Feind!

Tollkühnheit! Verrätherheit! In die Hafensbucht von Brest eindringen zu wollen! Ganz unmöglich! Das kostete Schiffe! Ganz gewiß!

Ein dampfer, langhinrollender Donner grölte auf. Durch die Nebelschwaden schien ferne eine schwefelgelbe Flamme zu sprühen, in deren Hölle schwarz und schemenhaft der Riesenrumpf eines Schiffes einen Augenblick lang sichtbar wurde. Kleinere Detonationen folgten.

Die französischen Seeoffiziere schüttelten sich die Hände. „Vive la France!“

Ein Funkbruch gab die Meldung an Land: „Feindlichen Dampfer auf Mine geraten und gesunken!“ Die Zeitungen brachten noch ein Extrablatt heraus, daß den Franzosen in fetten Lettern das Ereignis verkündigte. — — —

Als der Morgen die Nebel zerstreute, trieben Schiffstrümmer an die Küste. Auch einige Rettungsringe waren darunter, und diese trugen den Namen eines längst erwarteten amerikanischen Munitionsdampfers: „Empress of Britain“. —

Meine Verschickung nach Sibirien.

Aus dem schon angezeigten Buche „Erinnerungen und Erlebnisse eines Rigaschen Buchhändlers“ von G. Jond, J. F. Lehmanns Verlag München, bringen wir folgenden Auszug. Zur

Erläuterung sei bemerkt, daß der Verfasser infolge schweren Rheumatismus nicht imstande war, ohne Hilfe zu gehen.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr hieß es, die Sachen zusammenpacken, es gehe weiter. Diesmal wurde es ein Transport von mehr als 300 Gefangenen, und die Untersuchung dauerte endlos lange. Es hatte geregnet und war herbitlich kalt geworden, der angepflasterte Gefängnishof war mit einem dicken Schneedeck bedeckt, in dem man bis über die Knöchel versank. Am 12. Uhr etwa marschierte der Zug zum Bahnhof, gefolgt von 6 Dampfwagen für das Gepäck, die Weiber, Kinder und Kranken.

An den Ausmarschtagen gibt es im Gefängnis nichts zu essen, auch während der Bahnfahrt nicht, dafür erhält jeder Gefangene für jeden Tag 10 Kopelen (etwa 20 Pf.) in bar, wovon er seine Verpflegung bestreiten muß. Privilegierte Personen, wie Herr v. S., bekommen 15 Kopelen.

Im Zug befanden sich etwa 30 Zigeuner und 12 Chinesen, meist Weiber und Kinder, und ich hatte das Unglück, mit diesen überaus schmutzigen Leuten in demselben Wagen während der dreitägigen Fahrt nach Samara zusammenzujagen zu müssen. Die Chinesen verhielten sich ruhig und waren anspruchslos und gefällig, trugen auch immer eine lächelnde Mine zur Schau, jedes der Weiber hatte ein Kind auf dem Rücken, andere führten sie an der Hand; nie habe ich bei ihnen Weinen und Schreien gehört. Ganz anders die Zigeuner. Das war ein quetschendes Volk, aufdringlich, freisüchtig und immer bettelnd. Selbst von den Soldaten verstanden sie Brot, Tee und Tabak zu ergattern. Unter den Weibern gab es fortwährend Streit, der zum genussreichen Schauspiel für die Soldaten bisweilen sogar in Tändeleien ausartete. Wenn es dann gar zu toll wurde, so legten die Soldaten den schälimsten Weibern Fesseln an. Das machte ihnen nicht viel aus, wenn sie wieder losgeschloffen wurden, ging der Tanz von neuem los.

Auf der Strecke nach Samara trafen wir auf jeder Station mehrere Militärzüge, die nach dem Westen befördert wurden, es müssen mehr als hundert Züge gewesen sein, denen wir in drei Tagen begegnet sind. Die Soldaten waren in Güterwagen untergebracht, von denen 30 etwa einen Zug bildeten; jeder Zug beförderte also mindestens 1200 Mann. Das Militär machte einen guten Eindruck und war augenscheinlich ganz neu feldgrau eingekleidet. Die Verpflegung unterwegs schien gut organisiert zu sein, auf allen Stationen waren riesige Kessel mit Suppe, Gemüse und auch Tee bereitgestellt. Jeder Soldat trug an seinem Gürtel einen Teekessel. Das waren alles Sibizialen, die schon mehrere Wochen unterwegs waren, meist ältere Leute, also wohl gediente Landwehr; sie waren durchweg ernst, ich habe sie weder lachen noch lachen hören. Es hieß, daß in diesen Wochen fast zwei Millionen Mann aus Sibirien und dem Kaukasus nach Polen befördert worden seien, und ich zweifle nicht, daß es so ist, denn meine Frau und meine Tochter, die nur etwa eine Woche später auf einer andern Strecke nach Sibirien fuhren, waren ebenfalls unterbliebenen Militärzügen begegnet. Das Gefühl, das einen beschleicht, wenn man diese Menschenmassen sieht und sich sagen muß: sie ziehen dahin, um dein Vaterland zu vernichten, kann ich nicht beschreiben, das Blut in den Adern könnte einem gefrieren.

Als wir in Samara am Abend ankamen, regnete es. Nach stundenlangem Warten auf dem Bahnhofe und dann wieder im Gefängnis, der vollständig überfüllt war, hatte man tatsächlich keinen trockenen Faden mehr am Körper. Auf dem Wagen hatte ich nicht sitzen und nicht liegen können, da hatte sich meiner ein jüngerer Frauenzimmer erbarmt, das, ebenfalls total durchnäht, meinen Kopf in seinen Schoß bettete; dafür bin ich ihr noch heute dankbar. Später erfuhr ich, es sei eine Kindesmörderin gewesen, die geistig nicht mehr ganz normal war.

Witternacht war wohl schon vorüber, als endlich alle Formalitäten erfüllt waren, und ich noch auf Herrn v. S. wartete, der wieder wegen eines eigenen Zimmers verhandelte. Ehe er aber noch damit zu Ende gekommen war, befahl einer der Wächter einem Chinesen, meine Sachen fortzubringen. Mein Anspruch half nichts, ich mußte folgen. Es ging eine Treppe hinauf, der Wächter öffnete eine Tür, und trotz meines Sträubens mußte ich in ein Zimmer hinein, aus dem mir ein Dunst wie aus einer Kloake entgegenströmte. Der Raum war schon überfüllt, er genügte kaum für 40 Menschen, und ich war der 79. Jedes Plätzchen war besetzt, die Britischen fast doppelt, in der Mitte des Zimmers konnte man keinen Schritt tun, überall lagen die Menschen dicht nebeneinander. Dinaus konnte ich nicht mehr, ich mußte die ganze Nacht an der Tür, auf meinen Sachen lauernd, zubringen. Das war eine entsetzliche Nacht, von der Bahnfahrt übermüdet, von der Wagenfahrt an allen Gliedern wie zerquetscht, nie vorher, noch nachher habe ich mich so entsetzlich elend gefühlt wie damals.

Das Gefängnispersonal in Samara benahmt sich ganz außergewöhnlich roh. Als ein paar kleine Schiffsjungen von einem österreichischen Schiffe, das in Redofia beschlagnahmt worden war, am Morgen beim Waschen nicht schnell genug aufstanden, schlenkerte sie der Wächter, ein riesiger Mensch, mit seinen Fäusten auseinander, daß sie mehrere Schritte weit flogen. Die armen Jungen verstanden nur Italienisch.

Vermischtes.

• Ein Charakterbild des Generals Pétain. Unter der Anzahl französischer Generale, die als Führer einzelner Armeegruppen hervorgetreten sind und zuletzt rasch wieder verschwanden, taucht nun in den Kämpfen um Verdun ein neuer Name auf, der bisher auch im französischen Volke fast unbekannt war: der des Generals Pétain. Von seiner Persönlichkeit entwirft der berüchtigte Leiter der englischen Hefepresse, Lord Northcliffe, eine knappe Schilderung. Northcliffe hat es sich nicht nehmen lassen, bei der neuen großen Offenlage der Deutschen selbst in dem Hauptquartier des leitenden Heerführers anwesend zu sein, und er gibt einen sieben Spalten langen Bericht von den Kämpfen, der nicht nur von den ihm gehörenden englischen Blättern, sondern auch von der slavisch unter seinem Einfluß stehenden französischen Presse mit größter Auszeichnung wiedergegeben wird. „Wer sind die Männer, die die große Schlacht auf französischer Seite leiten?“ schreibt er. „Läßt mich zunächst sagen, daß es junge Männer sind. General Pétain, eine der Entdeckungen dieses Krieges, der bis vor kurzem noch Oberst war, ist noch in den 50ern, und die meisten Mitglieder seines Stabes sind noch viel jünger. Man hört viel von dem Dumas, der in den Hauptquartieren herrschen soll; ich habe nichts davon bemerkt. General Pétain trank Tee, als ich seine Gastfreundschaft genoß. Die meisten seiner Offiziere begnügten sich mit Wasser oder mit leichtem Roséwein. In der kurzen Zeit, die er sich bei Tisch gönnte, besprach der General die einzelnen Vorgänge der Schlacht, als wäre er nur ein interessierter Zuschauer. In seiner Erscheinung ähnelt er Lord Roberts, obwohl er von größerer Statur ist. Infolge der raschen Veränderungen, die die Franzosen im Oberbefehl lieben, ist sein Aufstieg so rasch und schnell vor sich gegangen, daß man ihn in Frankreich wenig kennt; doch genießt er das größte Vertrauen General Joffre's und der Regierung.“

Büchertisch.

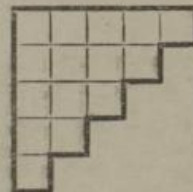
— Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbrieve von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter. Dritter Band: Von der Yser zum Jönge. Mit einem Titelbild und Buchschmuck von Karl Alexander Brendel-Weimar, sowie 42 Bildbeigaben. Leipzig, Pöschel & Decker Verlag.

— Der Völkerring, illustrierte Chronik seit dem 1. Juli 1914. Heft 67, 68. Preis 30 Pf. Herausgegeben von Dr. C. G. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

— Im Kampf mit dem russischen Koloss. Von Oskar Usedom. Leipzig 1916, Pöschel & Decker Verlag. — Hinter dem Dardanellen Usedom verbirgt sich ein im Felde stehender höherer Offizier, der sich bereits als Romanheldenfigur bekannt gemacht hat. Seine Kriegsberrichte aus dem Osten sind zum größten Teil auf den Schlachtfeldern selbst geschrieben, immer aber unter dem lebendigen Eindruck des Erlebten. Das macht ihren Reiz und ihren eigenartigen Wert aus, und das erhebt sie weit über die Schilderungen von Schlachtenbunntern, die sich meist mit Erzählungen aus zweiter Hand begnügen müssen.

— Allah il Allah. Mit den Siegesfahnen an den Dardanellen und auf Gallipoli. Von E. Bleed-Schlombach, Kriegsberichterstatter im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier. Ein starker Band mit vielen Bildern von Werner Godwin. Gebunden M. 1.—, in Leinen M. 2.—. Verlag von Otto Gustav Zehfeld in Leipzig.

Magisches Dreieck.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a c c c n n n r r r s s s s derart einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

- 1. Stadt in der Rheinprovinz.
- 2. Nebenfluß der Mosel.
- 3. Nebenfluß der Weichsel.
- 4. Ein Firwort.
- 5. Einen Buchstaben. (Auss. in nächst Nr.)

Auflösung der Skatufgabe in voriger Nummer:

(Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau, trB = Treff-Bube, pB = Pique-B, cB = Coeur-Dame u. s. f.)

Im Skat liegen carA und carK. Vorhand hat trD, trB, tr9, tr8, tr7, pZ, p8, cD, cZ, car7. Hinterhand den Rest. Verlauf des Spieles:

- 1. B. p8 M. p7 D. pA
- 2. S. cB B. cD M. c9
- 3. B. pZ M. p9 D. pK

Jetzt spielt Hinterhand pB aus, worauf Mittelhand mit pD überfließen muß. — Wenn versucht worden wäre, das Spiel in Carreau zu Fall zu bringen, hätte viermal Treff gespielt werden müssen, damit Hinterhand den carB los würde. Inzwischen könnte aber Mittelhand ihre vier Carreaux gleichfalls abwerfen.